Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 19 (1943-1944)

Heft: 52

Artikel: Vor fünf Jahren

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712627

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wehrkraft durch Erziehung

Im Rahmen einer militärischen Sendung über den Landessender Beromünster sprach am 21. Juli 1944 der Waffenchef der Infanterie, Oberstdivisionär Probst. Seine Ausführungen über die Bedeutung der Erziehung für unsere Wehrkraft dürften auch über den Kreis der Radiohörer hinaus Verbreitung und Beachtung finden.

Alles, was uns heute Heimat bedeutet, Freiheit, Unabhängigkeit, wäre in Frage gestellt, wenn wir nicht die Kraft aufbrächten, sie auch nach außen zu behaupten. Dazu bestimmt ist die Armee, diese Gemeinschaft der äußersten und letzten Verpflichtung unseres Staates. Zu jeder bewußten Verpflichtung aber muß der Grund gelegt sein. So auch für die Verpflichtung zur Wehrbereitschaft, zur Armee.

Es wäre nun aber ein Irrtum, diesen Ausgangspunkt auf erzieherischem Gebiet erst bei Beginn der ersten militärischen Dienstleistung, der Rekrutenschule, zu sehen. Er liegt viel weiter zurück, in der Familie, im Elternhaus. Hier muß die Voraussetzung geschaffen werden für die spätere Haltung und Auffassung gegenüber dem Leben; hier muß der Wille geweckt und entwickelt werden, im Leben etwas Tüchtiges zu leisten. Dabei handelt es sich in dieser Entwicklungs- und Erziehungsperiode keineswegs darum, die Jugend in irgendeiner besondern Art auf den kommenden Dienst in der Armee an sich vorzubereiten. Weder in der Familie noch in den Schulen oder den verschiedenen Verbänden ist das ein Ziel. Das Entscheidende liegt hier ganz und gar in der Richtung einer soliden, weitblickenden Erziehung und Schulung zum geistig und körperlich gesunden Menschen, der verstehen gelernt hat, daß Leben Arbeit und Hingabe im gewählten Beruf bedeutet, der aber auch schon versteht und begreift, daß jeder Beruf seinen Teil am Ganzen hat, daß demnach das Ganze nur gehoben und gestärkt werden kann, wenn jeder einzelne an seiner Stelle sein Bestes leistet.

In dieser Art der Erziehung liegt auch die beste Voraussetzung für die später zu übernehmenden Pflichten und Verantwortungen als Staatsbürger und Wehrmann.

Als etwas Neues, an sich scharf abgetrennt von der zivilen Erziehungs- und Ausbildungstätigkeit, tritt dann der Militärdienst hinzu. Das Schwergewicht liegt hier in der restlosen Einordnung in eine Gemeinschaft, im Gehorsam und in der unbedingten Erfüllung gestellter Forderungen. Hier steht im Vordergrund das Wort: Einer trage des andern Last, und in der Verwirklichung dieses Wortes wird der Dienst in der Armee zur Krönung jeder vorausgegangenen Erziehungsarbeit, zur hohen Schule unseres Volkes, in der alle Tugenden zu höchster Auswirkung sich entfalten können. Wohl fordert diese Schule Verzicht auf sehr viel persönliche Freiheit und Annehmlichkeit, aber aus eben diesem Verzicht erhält sie erst ihren vollen Wert. Nur wenn in dieser Art bürgerliche und militärische Erziehung sich gegenseitig ergänzen, ist Gewähr dafür geboten, daß Volk und Armee ein einziges Kraftfeld nationaler Anspannung bilden.

Es gibt aber, wie überall, Gleichgültige, Selbstsüchtige und Gedankenlose auch bei uns. Es sind dies vielfach die gleichen, die auf Grund einer Verkennung des Soldatischen, bewußt oder unbewußt der militärisch straffen und harten Erziehung zum Soldaten entgegenarbeiten. Sie sehen im Soldaten nicht so sehr den Mann, der bereit ist, alles hinzugeben in der Stunde der Entscheidung, als den aus seinem eigentlichen Lebenskreis herausgerissenen Bürger, den man seiner harten Dienstpflicht wegen bedauern muß. Dabei verkennen sie, daß dieses Bedauern einer Beleidigung gleichkommt und daß zu bedauern nur diejenigen Angehörigen unserer Armee sind, die sich ihrer nicht immer und überall würdig erweisen. Diese Art Leute, genau gleich wie der nachlässige Soldat, der sich in Haltung und Verhalten gehen läßt, muß von Zeit zu Zeit sehr kräftig und bestimmt angesprochen werden.

Es wäre schlimm, wenn unser Volk diese Voraussetzungen, die Vorbereitung der Jugend für ihre nationale Aufgabe, nicht als notwendig anerkennen würde oder sie als willkürliche Forderung einer übersetzten militärischen Auffassung ansähe, als eine nicht tragbare Einmischung in die bürgerliche Sphäre. Einer derartigen Auffassung müßte, wo immer sie sich geltend macht, als einem an der Wirklichkeit und deren Anspruch vorbeigehenden Denken entgegengetreten werden. Denn nicht zum erstenmal könnten Lauheit und falsch gerichtetes Denken Anlaß dazu geben, daß einem äußeren Fall ein innerer Abfall vorausgeht. Wer das Ziel will, muß auch die Mittel wollen, die notwendig sind, dieses Ziel zu erreichen, und je höher das Ziel, desto kraftvoller müssen die Mittel sein.

Eine Armee, ein Volk für das Höchste, den Kampf um die Verteidigung des Landes, vorzubereiten, erfordert nicht nur eine weitblickende und rücksichtslose Führung, sondern ebensosehr eine zielsichere und harte zivile und militärische Erziehung und Ausbildung. Defaitismus und Egoismus wachsen auf demselben Boden und sind beide die Ursache für den Verlust des geistigen Gleichgewichts. Dieses nicht zu verlieren ist die Aufgabe aller. Hier hilft kein Wenn und kein Aber, hier gibt es keine Einwände, hier hilft nur ein klares Bekenntnis zur unbedingten Wehrbereitschaft, zur Armee.

Vor fünf Jahren

Es sind nun fünf Jahre her, daß ich mich dazu entschloß, mir den Wind um die Ohren brausen zu lassen und mit Velo, Zelt und Kochtopf obenauf, startete, Richtung Süden, um für lange Zeit nicht mehr zurückzukehren. Fünf lange Jahre liegen zwischen heute und jenem Tag und es ist dann erstens alles anders gekommen und zweitens als ich es mir dachte. Die Sonne aber, die mit sommerlicher Wärme vom Himmel herunter lacht, gaukelt mir jene Zeit vor die Augen, als wäre es gestern gewesen und ein Brief des «Schweizer Soldats» auf meinem Schreibtisch erinnert mich an die glücklichen Stunden, da ich bei einem Glas Nostrano konstatieren mußte, daß ich eigentlich doch ein Glückspilz sei.

Sicher, ich bin trotz allem ein Glückspilz. Sorgenvoll habe ich täglich meine Geldtasche betrachtet und danach die Brieftasche durchgesehen. Es half alles nichts, die Diagnose mußte auf drittes Stadium der grandiosen Schwindsucht lauten. Trotz allem Optimismus und dem täglichen Umdrehen aller Taschen, gestaltete sich die Lage ganz einfach katastrophal. Pleite aber bedeutet Abschied von hier und das wiederum bringe ich auch nicht übers Herz, gerade jetzt, wo mir die Morcotener Dorfschlingel versprochen haben, heute abend für mich ganz allein zu singen. Man muß Mario einmal gehört haben, noch bevor er den Stimmbruch kriegt, um mein Zögern zu verstehen.

Schon rechne ich aus, ob ich mich überhaupt noch zwei Tage über Wasser halten könne, da überreicht mir die Post als Eilsendung einen Brief. Einen sehr dicken Brief sogar. Ihm entfallen einige Gemälde in grün und braun, Kunstdrucke mit einer Zahl und dem überaus liebevollen und sympathischen Antlitz Pestalozzis. Welch glänzende Idee von mir, meiner Redaktion die Morcotener Adresse anzugeben. Nun hat sie an ihren durchgebrannten Zeilenschinder gedacht.

«Einen milden Beitrag an Ihren Tessiner Aufenthalt», schreibt der Chefredaktor. Ach, er selbst erscheint mir als Pestalozzi, Helfer der Bedrängten. Wie schlecht ich für diesen Liebesdienst danken kann! Der Arme

in seinem Büro wird sich stundenlang über Papiere beugen müssen, auf denen ich mein kurioses Zeug zusammengekritzelt habe. Nun leuchtet wieder Sonne über Morcote.

Nun, Tessiner Jugend, laß die hellsten Lieder erschallen, ich bleibe bei dir. Hole deinen besten Nostrano hervor, liebe Maria und einen Kessel voller Maronni dazu. Macht mit, meine Lieben, es soll gefestet werden, wir leben nur einmal und Morcote ist einfach zauberhaft schön.

Einige Tage habe ich Ruhe gehabt, dann zieht's mich wieder fort, mit aller Macht, neuen Abenteuern entgegen. Schließlich, wenn ich schon unterwegs bin, warum soll ich mir nicht das Bündnerland noch etwas unter die Lupe nehmen? Den Strom frischer Abenteuerluft, den ich heimtragen möchte, holt man sich nicht allein in den Pinten des Tessins. Den holt man sich reiner und frischer droben auf den Alppässen.

Lebewohl, habe ich zur Gotthardstraße gesagt und mich rechts abgewandt, dem Misox zu, bin hinaufgestiegen, bis Mesocco und setzte mich dort zum verdienten Nachtmahl nieder. Die Trattoria steckt auffallend voller Leute, die heftig gestikulierend das Thema «Krieg» behandeln und nur zu bald kenne ich auch den Grund ihrer Aufregung. Es ist soweit. Die Schweiz mobilisiert. Morgen ist erster Mobilisationstag.

Donnerwetter, da hilft mir nichts, als sofort wieder zu starten. Zürich muß im Nonstop-Tempo erreicht werden. Zwar umfaßt die Strecke die Kleinigkeit von 250 Kilometern bei einem Höhenunterschied von rund 1000 Metern, es hilft aber nichts, ich muß hinüber, über den Bernardino und hinunter, über Chur nach Zürich.

Oben, über dem Grat, drohen Wolken. «Es regnet drüben», teilen mir Touristen mit, die aus dem Bündnerland herübergestiegen sind. Auch das noch! In diesem Falle allerdings bleibt nichts anderes übrig, als einen Halt einzuschalten und zu kochen, denn hier brennt die Sonne und lacht blauer Himmel. Mit dem nassen, verregneten Holz drüben läßt sich schwerlich Feuer entfachen.

Schon brodelt's im Topf, die Suppe ist kräftig und stärkt die Glieder wohltuend. Ich weiß, daß meine letzte Zigeuner-Feierstunde geschlagen hat. Wie unendlich schön, in grüner Matte zu liegen und hinauf zu blinzeln, zu den höchsten, silberreinen Firnen. Oder hinunter, wo weit, weit unten noch der Weg sichtbar ist, der ins Land der Träume führt.

Ungelegen, wirklich äußerst ungelegen kommt mir diese Mobilisation. Wie herrlich hätte es sich hier leben lassen. Irgend etwas bäumt sich auf — —

Unbeschwert und fröhlich hüpft der Bergbach über die Steine weg und stürzt zu Tal. Ganz nahe an diesem Bach liege ich und lasse mich von seinem Lied einlullen, von seiner Melodie betören und seinem Optimismus überreden. «Mach dir das Leben nicht so schwer», flüstert er mir zu und tollt dabei über eine spiegelglatte Felsplatte. «Mach es wie ich», beschwört er, «nimm jede Stunde, wie sie kommt, auch dein Weg ist vorgeschrieben, und sich dagegen aufzubäumen, nützt nichts, du schadest dir selber. Nimm dir an diesem Ast, den ich weit hinunter mit mir führe, ein Beispiel.»

Ich schaue dem Ast nach. Er wird vom Wasser fortgerissen, hängt sich verzweifelt an eine Wurzel, dreht sich, stößt an einen Stein, kriegt eine Beule weg, einen Riß, muß dennoch mit, weiter, wohin ihn das Wasser haben will. Er könnte es sich leichter machen. Der Bach ist bereit, ihn zu tragen, zu führen und wendet nur dann Gewalt an, wenn der Ast nicht weiter will, wenn er sich festkrallt, bäumt, wenn er sich umsonst zur Wehr setzt, gegen die Macht, der er ausgeliefert. Zahllose Wunden trägt er davon, die Lehre daraus zu ziehen, ohne Widerstand zu folgen, fällt ihm nicht ein und es wäre doch das naheliegendste.

Wie er mir gleicht, der Ast!

Ich rappele mich auf, versuche, trübe Gedanken weit weg zu bannen und ziehe los. Morgen ist erster Mobilisationstag, es muß einfach sein.

Naßschwarz glänzend zieht sich die Straße durch graue Unendlichkeit. Bleischwer liegt ekliger, dichter Nebel über der Welt, verhindert jeden Ausblick, jede Orientierung. Gabelt sich die Straße, fahre ich aufs Geratewohl in die Richtung, die ich als richtig vermute, spüre, daß ich mich verirrt, kehre um, nehme die andere Straße, trete, trete, Gewicht nach vorn, Lenkstange krampfhaft umklammert, trete mit hundsmüden Knien. Die Lager ächzen, verdammt mühsam läßt sich jeder Kilometer erkämpfen.

Trotzdem — Dorf um Dorf taucht auf, geistert vorüber und verschwindet, ohne daß ich eine Ahnung von seinem Namen hätte. Darauf zu achten, bin ich viel zu faul. Irgendwo wird sich die Nebelwand öffnen und der Zürichsee auftauchen. Noch fünf Minuten, noch zwei Stunden? Das weiß ich nicht. Ich könnte natürlich die Karte hervorziehen, den Standort bestimmen und die Strecke ausrechnen. Daran aber hindern mich zwei wichtige, unangenehme Faktoren: Kälte und Schlaf. Ich trage zwei Pullover, Handschuhe und über die Ohren habe ich die Zipfelmütze gestülpt. Trotzdem greift eisige Nebelluft an alle Glieder. Schon zweimal ist es mir passiert, daß ich beinahe über die Kurve hinausgefahren wäre, ich schlafe auf dem Velo während der Fahrt ein. Das Gefühl ist mit demjenigen vom Sonntagmorgen in der Kirche verwandt, sofern die Predigt etwas langweilig wirkt. Mit Mühe reißt man die Augen auf, ohne daß sich das verschwommene Bild klären will. Die Laute, die ans Ohr dringen, wirken unnatürlich und plötzlich schnappt der Kopf wieder vornüber.

Zwanzig Stunden bin ich nun unterwegs, ununterbrochen auf dem Rad. Hinter mir liegt der beschwerliche Aufstieg zur Paßhöhe des Bernardino, das ganze Misox hinauf, die steile Abfahrt nach Hinterrhein, die Durchquerung von Rheinwaldtal und Schams. Weit hinter mir eine halsbrecherische Schußfahrt im Dunkeln die Via Mala hinunter, wobei jede Kurve ein Hindernis brachte. Mauern, die erst wenige Meter vor dem rasenden Velo auftauchten, Baustellen, denen oft genug nur mit Mühe und Not ausgewichen werden konnte, Militärcamions, die mit weißen Scheinwerfern die Augen blendeten. Vorbei flogen Splügen, Andeer, Thusis, Bonaduz, Chur.

Noch liegt sie mir in den Gliedern, die Via-Mala-Fahrt. Weit rechts unten, in der tiefen Schlucht, tosten die Wasser, in der pechschwarzen Finsternis nicht zu erkennen. Nur ihr verderbenbringendes, unheimliches Zischen und Gurgeln drang bis zur Straße hinauf. Ein Grauen befiel jeweils das Herz, wenn das vordere Rad haarscharf an der Mauer vorbeistreifte, die sich ohne ersichtlichen Grund plötzlich nach links wandte.

Ich raste hinunter, statt die Fahrt, die bei Tageslicht ungeahnte Schönheiten bieten müßte, zu genießen und der Grund dazu ist einfach und zwingend genug. Wenn sich der Tag meldet, muß ich möglichst nahe an Zürich sein, sonst schaffe ich die Strecke nicht.

Gesehen habe ich vom Bündnerland herzlich wenig. Erst ein wahnwitziges Wettrennen gegen die einbrechende Nacht, dann Kampf um jede Stunde, Geiz um jede Minute. Nun aber gestaltet sich jeder Kilometer mühsamer, diese ekelhafte Müdigkeit droht mich zu übermannen und ein anständiges Tempo will mir nicht mehr gelingen. Einen Moment ziehen sich die Nebel zurück und rechter Hand zeigen sich drohende Bergzacken, unverkennbar die Silhouetten der Churfirsten. «Walensee», denke ich und plötzlich fährt mir neuer Schreck in die Glieder. Daran habe ich gar nicht mehr gedacht: Breit, hoch und massig stellt sich der Kerenzerberg in den Weg. Ungezählte Flüche schmettere ich auf dem unendlich langen Aufstieg in die Nacht hinein.

Es hilft alles nichts. Nicht darauf achten zu wollen, sich der Illusion hinzugeben, es reiche noch bis Zürich, das alles verblaßt vor der Tatsache, daß die Felgen hart auf die Straße aufschlagen. Der hintere Schlauch hat wieder einmal keine Luft mehr.

Was tut man in solcher Situation? Man pumpt. Aber man pumpt nur dann, wenn die Pumpe nicht defekt ist. Das könnte ich von meiner Pumpe nicht behaupten, sie zieht nicht mehr und ihr Griff liegt außerdem im Bergbach von Mesocco.

Aus dem Nebel schält sich ein Dorf. Wo ein Dorf ist, da wohnen Menschen, wo Menschen wohnen, da existieren Velos. Und wo Velos existieren, muß sich eine Pumpe finden lassen. Höchstens nicht mitten in der Nacht. Diesmal aber ist mir das Glück hold. Vor einer Metzgerei stehen, an die Hausmauer gelehnt, zwei Fahrräder, von denen das eine mit Pumpe ausgerüstet ist. Prall füllt sich mein Schlauch.

Eben dabei, die Pumpe wieder aufzumontieren, steht eine Gestalt in Uniform vor vor mir. «Was machen Sie da?» Die blöde Frage ärgert mich. «Ich suche Gold», gebe ich giftig zur Antwort. «Sie wollten die Pumpe stehlen!»

Sehr logische Behauptung das, wo mir der Mann zuschaut, wie ich sie wieder an ihren Ort aufzumontieren bemüht bin. Wäre ich nicht so müde, könnte ich mich mit etwas Humor aus der Sache ziehen und wahrscheinlich würde die Mitteilung, daß ich heute einzurücken habe, genügen, unbehelligt losgelassen zu werden. Wütend bin ich aber schon lange.

«Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Sie lange Seele», entfährt es mir. Der Polizist, von kriminalistischen Wonneschauern durch-

rüttelt, wittert Verbrechen und quittiert die Beamtenbeleidigung mit intensivem Schnurrbartkauen. «Sie kommen mit auf den Posten», knurrt er und bemächtigt sich meines Rades. Schicksalsergeben trotte ich mit, bis mir mit Schrecken in den Sinn kommt, daß ich sofort nach Zürich fahren und einrücken muß und die Aussicht auf einen dunkeln Gemeindearrest wirkt außerdem nicht sehr verlockend. Verlockend hingegen senkt sich die Straße. «Ich friere», sage ich, «lassen Sie mich die Trainerjacke aus dem Rucksack nehmen.»

Ich halte mein Velo in den Händen, spüre förmlich, wie es vorwärts zieht. Ob Dorfpolizisten Revolver auf sich tragen? Und, wenn ja, ob sie damit zu schießen verstehen? In dunkler Nebelnacht, die kaum zehn Schritte vorwärts sehen läßt, doch kaum!

Mit einem Griff ziehe ich den Dynamo vom Rad, werfe mich im Militärsprung auf den Sattel und liege in die Pedalen. «Steigen Sie ab!» brüllt mir der Polizist nach. «Könnte Ihnen so passen!» gebe ich giftig zurück und sause weiter. Später bemerke ich zu meinem Schrecken, daß die Straße in falsche Richtung führt. Ueber feuchte Wiesen, querfeldein, tappe ich nach rechts, überklettere den Bahndamm und entdecke glücklich die Ueberlandstraße. Nebel und Dunkelheit nehmen mich auf.

Stadtgrenze. Sauber, blauweiß, stolziert mir die Straßenbahn entgegen. Die Zeit rückt gegen Mittag, was bedeuten will, daß meine Fahrt seit über dreißig Stunden andauert. Zu Hause erwarten sie mich mit meinem fertig gepackten Tornister, Vater aber konstatiert, daß ich nicht fähig sei, derart auf den Felgen einzurücken. Telephonisch erreicht er meine Truppe und erhält vom Kommandanten die Bewilligung, daß ich erst morgen einzurücken habe und mich erst ausschlafen soll, da man mit mir kaum etwas anfangen könne. Die Hauptsache aber ist, ich habe es geschafft. Und nachher hatte ich fünf Jahre lang Zeit, jeweils zur richtigen Zeit einzurücken. wy.

Die eidgenössische Armbinde

In Nr. 49 unseres Organs vom 4. August 1944 gewährten wir der Auslassung von Obm. H. Bucher Raum zu der Frage, ob das Tragen der eidgenössischen Armbinde eine Ehre oder eine Strafe sei. Das geschah nicht etwa deshalb, weil uns jene Ausführungen besonders sympathisch berührten oder uns gar überzeugten, sondern weil wir hofften, damit gegenteilige Ansichtsäußerungen provozieren und einer belebenden Diskussion rufen zu können. Eine Antwort möchten wir unsern Lesern nicht vorenthalten und dabei gleichzeitig auch die Gelegenheit benützen, dem ersten Einsender eine andere Auffassung vor Augen zu halten, wie sie von einem unserer Divisionskommandanten anläßlich der Tagung der jungen Auslandschweizer im römischen Theater von Vindonissa am 5. 8. 1944 zum Ausdruck gebracht wurde:

> «. . . Dem Jüngling ist schon **vor** seinem Pflichtdienst Gelegenheit geboten, in der **Ortswehr** Jungsoldat zu sein; dabei trägt er die einfachste, die schönste und symbolkräftigste aller Uniformen, die eidgenössische Armbinde, die Fahne der Heimat.»
>
> «Heute darf der Armee kein Mann verloren gehen. Wer nicht Waffendienst leistet, der ist irgendwie als **H.D.** im Heer eingereiht; er kann nicht prunken mit schöner Uniform und mit neuen Waffen, er trägt mit schlichtem Stolz das Schweizerkreuz am Arm. Als unauffälliger, treuer und stiller Helfer ist er mit gläubigem, warmem Herzen und ganzer Seele dabei; er erfreut sich deswegen der Achtung und der Sympathie eines jeden Einsichtigen. Achtung genießt bei uns, wer sich ganz einsetzt, auch der Kleinste und Unscheinbarste.»
>
> Redaktion.

Der unsern Lesern bereits bekannte Kamerad wy wendet sich an Obm. H. Bucher mit folgenden Ausführungen:

Lieber Kamerad vom H.D.!

In Nummer 49 vom «Schweizer Soldat» klagst Du Dein Leid, betreffend das Tragen der H.D.-Armbinde und, zugegeben, Du hast nicht ganz unrecht. Möglich, daß Dir von maßgebender und kompetenter Seite Antwort wird, laß Dir aber auch ein Wort zur Sache sagen, von einem, der es auch nicht weiter als bis zum gewöhnlichen Soldaten gebracht hat.

Siehst Du, wenn sich einer mit Minderwertigkeitsgefühlen herumschlägt, ist ihm schwer beizukommen und ganz besonders dann, wenn er zum Tragen der H.D.-Armbinde verurteilt ist. Kleider machen Leute, das ist eine alte Weisheit und Gottfried Keller hat davon ein besonders hübsches Liedlein gesungen. Es ist natürlich bestimmt nicht schwer, in einer rassigen Uniform Effekt zu schinden. Die rote Binde aber eignet sich dazu entschieden schlecht, so schlecht ungefähr wie der phantastische Schnitt unserer Uniformhose. Trösten wir uns und denken wir daran, daß man einem geschenkten Gaul nicht ins Maul sehen soll!

Meutern aber darfst Du nicht und Du bist auf dem besten Wege dazu. Die Anspielung auf die «unbebindeten» H.D.-Offiziere ist unlogisch. Da hilft uns beiden alles nichts, es gibt nun mal verschiedene Menschenklassen mit verschiedenem Lebensstandard und verschiedenen Verpflichtungen. Aergere Dich darüber so wenig, wie sich das Reitpferd jemals ob der Ungerechtigkeit ärgert, daß es nicht auch mitunter vom Reiter getragen wird. Du weißt, daß die Schweizer vom Gesetz aus und vor dem Gesetz alle gleich sind und das muß Dir genügen. Wenn der H.D.-Offizier keine Armbinde tragen muß, kannst Du Dich damit trösten, daß der Infanterie-Offizier dafür auf dem Marsch keinen Karabiner tragen darf — als versöhnenden Ausgleich!

Laß Dir von einem Nicht-H.D. etwas gesagt sein: Es ist uns in unserer Einheit längst vergangen, unsere zugeteilten H.D. von oben herab zu betrachten. Sie haben uns die Achtung vor sich aufgedrängt durch wahre Kameradschaft, haben uns mit Bereitwilligkeit und Diensteifer beschämt und sind gern gesehene Freunde von uns allen geworden. Vieles von dem, was uns in siebzehnwöchigem Kasernendrill eingeimpft wurde, haben diese H.D. von sich aus, aus eigener Initiative unternommen und mitgemacht. Hut ab vor solcher Dienstauffassung!

Da ist aber etwas anderes. Siehst Du, unser H.D.-Schuster zum Beispiel, ist entschieden das Prachtsexemplar eines dienstfertigen Kameraden und von uns allen geachtet und gern gesehen. Hingegen kann er sich nicht abgewöhnen, in der Achtungstellung das rechte Bein an das linke anzuschlagen. Sind nun höhere Offiziere in der Nähe, rettet ihn einzig und allein die Armbinde vor Gardinenpredigt und Nachexerzieren. Und ganz unter uns gesagt: wenn eine Gruppe Hilfsdienstpflichtiger anmarschiert kommt, hinterlassen sie in den meisten Fällen keinen besonders schneidigen Eindruck. Sicher wirst Du mir das zugeben. Das Merkmal einer geordneten und geschulten Einheit aber ist nun mal die Rasse. In der Beziehung ist es einfach gut, daß die H.D.-Abteilung besonders gekennzeichnet ist. Es gibt ja auch verschiedene Kirschen, A- und B-Sortierung. Süß und wohlschmeckend sind sie alle, nur das Aussehen ist verschieden.

Dasselbe gilt auch für den H.D., der früher in der Armee Dienst geleistet. Aus irgendeinem Grunde ist er eben zum H.D. umgeteilt, damit muß er sich abfinden. Wer hat wohl mehr Diensttage auf dem Buckel, das neue Vierzehnertram mit den automatischen Türen und dem Zürileu an der Seitenwand, oder jene alten Anhänger, die bei der Tonhalle draußen stehen? Sie haben ihre Pflicht getan, das muß ihnen genügen. Es hilft nichts, auch ihnen das Leuwappen aufzumalen und sie mit patentierten Frostschutzscheiben auszurüsten, deswegen kreischen die Achsen doch und sie sind halt in Gottes Namen keine neuen Straßenbahnwagen mehr.

Wenn man Dich wegen der Binde schräg von oben anschaut, dann strafe Du ebenfalls mit Verachtung. Schau, auch uns «regulären» Soldaten passiert ähnliches. Anfangs Mobilisation, da standen wir hoch im Kurs, heute gilt bei gewissen «Eidgenossen» der Swingboy mehr als der Dätel. Einesteils stimmt uns das traurig, andernteils dürfen wir uns vielleicht freuen, daß wir nicht mit jenen Volksgewohnheiten behaftet sind, die an der Straße stehen und jeder Uniform in blindem Fanatismus zujubeln. Abgesehen davon, wie uns jene Leute ansehen, die mit vollbeladenem Auto das Sihltal hinauf ras-